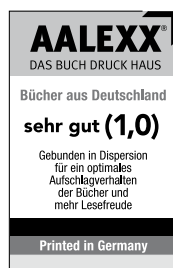


Corina C. Klengel  
Die Hexenquelle  
Harzkrimi

1. Auflage 2008  
ISBN 13: 978-3-939689-12-6

© Leda-Verlag. Alle Rechte vorbehalten  
Leda-Verlag, Kolonistenweg 24, D-26789 Leer  
info@leda-verlag.de  
www.leda-verlag.de

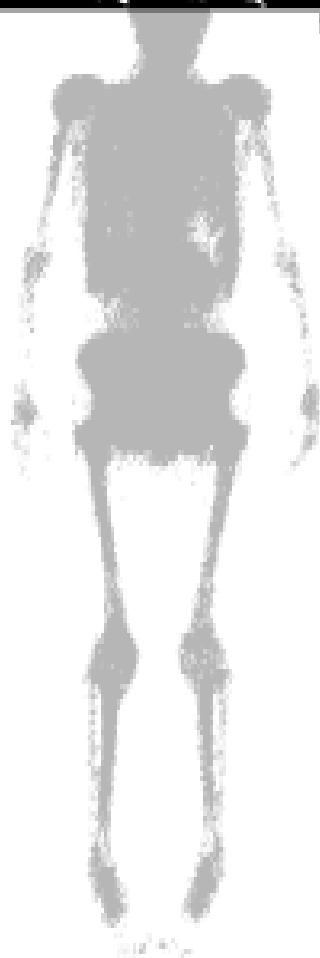
Satz: Heike Gerdes  
Titelillustration: Carsten Tiemeßen  
Druck und Gesamtherstellung: Aalex Druck GmbH, Großburgwedel



CORINA C. KLEHDEL

# DIE HEXENQUELLE

HARZKRIMI



  
LEDA



## Prolog

Die Regentropfen ließen das Herbstlaub leise knistern. Die Beamten hielten sich an Seilen fest, während sie vorsichtig die schlammige, steile Böschung hinabstiegen. Es war erst kurz nach vier und doch schon so dunkel, dass sie Schwierigkeiten hatten, zu sehen, wo sie ihre Füße, die in völlig durchnässten Schuhen steckten, hinstellen konnten, ohne in die Tiefe zu rutschen. Uplötzlich durchschnitt ein gleißender Lichtstrahl die Szenerie. Gleich darauf blitzten zwei weitere Halogenstrahler auf und zerteilten die milchige Dämmerung wie mit einem Skalpell. Sie offenbarten ein Bild des Grauens.

Obwohl es um das auf dem Dach liegende Autowrack, unten in dem engen Tal und oben auf der schmalen Bergstraße von Polizeibeamten, Feuerwehrleuten und einigen Einheimischen geradezu wimmelte, breitete sich jetzt bleierne Stille aus.

Langsam kam Leben zurück in die Szenerie. Männer und Frauen in weißen Plastikoveralls packten Aluminiumkoffer und hangelten sich in die Tiefe. Doch selbst die Befehle der Feuerwehrleute, die mit ihren Seilen die Tatorttechniker sicherten, fielen weniger laut aus als sonst.

Gerd Wegener hatte schon einiges gesehen. Eigentlich war er mit seiner Familie aus Frankfurt weggezogen, um so etwas nicht mehr sehen zu müssen. Dennoch erfasste er das bizarre Szenario von der Straße aus mit professionellem Blick. Die Frau sollte laut den gefundenen Papieren Anfang fünfzig gewesen sein. Schlank war sie, bemerkte Wegener, der stets um den Erhalt seiner Figur bemüht war. Ihr Gesicht konnte er nicht erkennen. Von seinem Standort aus war nur eine blutige Masse zu sehen. Sie lag neben dem dunklen Wagen, der so zerstört war, dass sich auf den ersten Blick die Marke nicht ausmachen ließ. Der Mann lag bis zur Hüfte unter der Fahrerseite des Wagens. Beide Körper waren so zerschunden, dass der Drang sie zuzudecken fast übermächtig wurde. Metallene Zierleisten hatten sich durch Kleidung und Haut gebohrt.

Wegener ließ den Blick schweifen. Der Wald wies an dieser Stelle überwiegend Fichten und ein paar Tannen auf. Am Grund der Böschung lagen zahlreiche Gerippe von quer liegenden, toten Nadelbäumen mit weißgrauen, nadellosen Ästen. Einer dieser knochenfahlen, in Jahren gebleichten, durch innere Trockenheit gestählten Äste stak in dem Körper der Frau. Sie musste auf eines der pflanzlichen Gerippe geschleudert worden sein, dachte Wegener, während er Entsetzen und Widerwillen mit Macht hinter seine in vielen Jahren erworbene Professionalität zurückdrängte. Dennoch konnte er nicht verhindern, dass er sich beim Anblick des weißen Astes in der Lunge der Frau fragte, ob es nicht eher eine menschliche Hand als der Sturz gewesen war, die diesen Ast durch menschliches Gewebe gestoßen hatte. Er schüttelte unmerklich den Kopf. Es musste an der mythengetränkten Atmosphäre des Oberharzes liegen, dass er auf so einen Gedanken kam.

Bewusst hakte er die Parameter seines kriminalistischen Wissens ab und verglich sie mit dem Tatort. Dass die Leichen nicht erst seit dem Morgen hier lagen, sah Wegener sogar von seinem entfernten Standort aus.

Noch immer lehnte er tatenlos am Kotflügel seines Kleinwagens. Er kramte in seiner Jackettasche herum, bis er endlich seinen Kaugummi fand. Mit einer schnellen und exakten Bewegung steckte er sich ein Dragee in den Mund, ohne das Treiben im Tal auch nur einen Lidschlag aus den Augen zu lassen. Es war schon Jahre her, seit er die letzte Zigarette angezündet hatte. Doch in Momenten wie diesem war der Drang, sich eine Kippe zwischen die Lippen zu klemmen, so groß, als habe er erst am Vortag mit dem Rauchen aufgehört. Der scharfe Minzgeschmack löste die Spannung etwas.

Noch war es nicht sein Fall und er war auch nicht sicher, dass dies sein Fall werden würde. Lörcke war ein guter Mann, aber vielleicht etwas voreilig gewesen, als er das Dezernat für Delikte gegen Personen und damit ihn alarmiert hatte. Und doch ... Wieder arbeitete sich sein Blick von Detail zu Detail. Irgendwie hatte er hier ein ungutes Gefühl.

Klamme, kalte Nässe zog ihm von unten die Beine hoch und drängte ihn, die feuchten Füße zu bewegen. Doch Wegener stand still da und betrachtete die Leichen.

„Wie lange?“, rief er der Pathologin zu, die vor der Fraueneiche hockte.

„Schwer zu sagen ... Ich tippe auf mindestens sechs Tage.“ Ihr prüfender Blick maß die Umgebung. „Bei diesen niedrigen Temperaturen hält sich ein Körper.“

„Stammen alle Verletzungen vom Unfall?“

„Das nicht“, rief die Pathologin zurück und wies auf das zerstörte Gesicht der Toten.

„Tierfraß?“

Sie drehte sich nicht zu ihm um, aber ihr Kopf im weißen Plastikoverall nickte. Die Pathologin stand auf und wendete sich der zweiten Leiche zu.

Bedächtig kaute Wegener an seinem Kaugummi. Er fixierte den Beamten, der das Autowrack studierte. Wegener hatte bemerkt, dass sich Henning Meyer schon seit geraumer Zeit nicht mehr bewegt hatte und mit seiner Taschenlampe eine einzige Stelle beleuchtete.

Wegener wartete geduldig. Sein Blick fiel auf den Steinblock, der die eh schon enge Bergstraße begrenzte. Rötlich zeichnete sich ein Muster darauf ab. Es sah aus wie ein liegendes Horn.

„Gerd?“

Wegener wandte sich von dem sonderbaren Horn ab und dem Kollegen Meyer zu, der ihn gerufen hatte.

„Sieht so aus, als sei die Servolenkung ausgefallen. Eine der Druckleitungen ist hin.“

„Rechnen wir sechs Tage zurück, da hatten wir Dauerregen“, murmelte Wegener eher zu sich selbst und betrachtete die Serpentine nickend. „Deswegen haben sie die Kurve nicht gekriegt.“ Nachdenklich kaute er auf seinem Kaugummi und fragte den Hang hinab rufend: „Und? Hat jemand die Lenkung sabotiert?“

Meyer zog sich die Latexhandschuhe mit einem klatschenden Geräusch von den Händen. Er zögerte. „Schwer zu sagen. Da war ein Bruch im Material und das Hydrauliköl ist ausge-

laufen ...“ Unschlüssig kehrte sein Blick zum Wrack zurück. Meyer wusste sehr wohl, dass der weitere Verlauf dieses Falles von ihm abhing. Er zögerte.

„Was denn nun? Ist da was gebrochen oder gebrochen worden?“, drängte Wegener.

Noch einmal nahm sich der Tatorttechniker Zeit. Dann antwortete er: „Gebrochen!“

„Sicher?“

Verhaltenes Nicken.

„Okay! – Hannah?“, rief Wegener erneut in den Grund der Böschung.

Die Pathologin tauchte hinter dem Wrack auf. „Glaube auch nicht, dass das hier ein Fall für dich ist, Gerd“, sagte sie in der ihrer typischen langsamen Art. „Obwohl ... es sieht ja wirklich schlimm aus.“ Unschlüssig sah sich die Ärztin um. „Warte noch meinen Bericht ab!“

Gerd Wegener überlegte und ließ noch einmal prüfend seinen Blick schweifen. Für einen Unfall war er nicht zuständig. Doch das ungute Gefühl hing wie ein lästiges Störgeräusch in seinem Hinterkopf. Überall lag die Habe der beiden Unfallopfer verstreut. Offensichtlich hatten die beiden Silberborn verlassen wollen. Diverse Koffer hatten sich geöffnet und ihr gesamtes Innenleben über den Waldboden verteilt. Unschuldige Utensilien wie ein einzelner Schuh hier und dort die einstmals hübsche rote Bluse gaben der Szenerie etwas Unwirkliches. Vielleicht waren deshalb alle so unsicher.

Wegener versuchte sich vorzustellen, was passiert war. Der Wagen war mit hoher Geschwindigkeit von oben gekommen, hatte den Stein gestreift, bevor der Fahrer das Lenkrad veriss, das ihm mangels Lenkhilfe nicht mehr gehorchte. Viele Meter weit hatte sich der Wagen überschlagen und war dabei immer wieder auf einen der runden, aus dem Erdreich ragenden Felsen aufgeschlagen, bis er völlig ramponiert in den Fichtenleichen und deren Geäst zur Ruhe gekommen war. Bei so einem Sturz walteten enorme Kräfte.

„Die Menschen liegen außerhalb des Wagens und sind von Metallstreben und Ästen durchbohrt. Es sieht aus, als habe

jemand die beiden erstochen und dann deren Habe durchsucht“, hatte Lörcke sichtlich angeschlagen berichtet. „Bizarr“, hatte Dieter Wolkert das Szenario genannt. Wolkert war ein erfahrener Mann. Auch Hannah Giresch, die Pathologin mit dem untrüglichen kriminalistischen Gespür, schien sich nicht ganz sicher. Wegener ließ sich die Worte der Kollegen noch einmal durch den Kopf gehen. Sein Blick glitt über eine Gruppe von Bewohnern des nächstgelegenen Dorfes, aus dem die Unfallopfer stammten. Alle starrten gebannt in die Tiefe.

Alle außer dieser Frau, die Blicke geradezu magisch auf sich zog. Es störte sie keineswegs, dass Wegener die Gruppe und auch sie taxierte. Sie senkte ihre hellen Augen um keinen Deut. Es kam selten vor, dass Wegener vor einem Blick flüchtete. Doch nun war tatsächlich er es, der wegschaute. Das war ihm schon lange nicht mehr passiert. Er schüttelte den Kopf und rief seinen Kollegen zu: „Schickt mir den Bericht rüber. Vor allem guckt noch mal, ob ihr einen Hinweis auf Beteiligung eines anderen Fahrzeugs findet. Aber ich denke, das hier ist kein Fall für die Mordkommission.“

Zufrieden schaute die hochgewachsene Frau dem Kripobeamen hinterher, der sich anschickte, in seinen Wagen zu steigen.

„War’s gut? Ich hab doch alles richtig gemacht, nicht wahr?“, zischte ihr der grobschlächtige, halslose Mann tonlos ins Ohr und tappte wie ein Kind von einem Fuß auf den anderen. Seine rechte Schulter hing ein wenig herunter. Er leckte sich aufgeregt die Lippen. Gierig wartete er auf das Lob und reckte sich der Frau entgegen wie ein Seehund nach einer gelungenen Showeinlage.

Die Frau ließ sich Zeit. Endlich raunte sie ihm zu: „Ja, Konrad, alles war gut!“

## Kapitel 1

„Sieh sie dir gut an – verlässt du mich, bringe ich zuerst diesen Bastard um, von dem du behauptest, es sei meine Tochter und dann ... dann bringe ich dich um, meine Liebste!“, hauchte es neben ihrem Ohr, während die Tür zu Adinas Schlafzimmer geöffnet wurde. Das Mädchen schlief.

Die in ihr Haar gekrallte Hand riss ihr unbarmherzig den Kopf nach hinten und drehte sie zu dem hübschen Spiegel mit dem Jugendstilrahmen herum. Mit einem hässlich ratschenden Geräusch riss er ihr die Seidenbluse und den BH herunter, bis sie mit bloßem Oberkörper da stand. „Dies gehört mir – allein mir!“, raunte Markus ihr zu und zeigte auf ihr Spiegelbild. Erst strich seine Hand liebevoll über ihre linke Brust, dann folgte ein berstender Schmerz, als ihr Gesicht in das Glas gestoßen wurde.

Sarah zuckte auf und konzentrierte sich wieder auf die Straße.

Es war ein Jahr, fünf Monate und dreizehn Tage her. Wie oft würde sich dieser Abschnitt ihres Lebens noch vor ihrem inneren Auge wiederholen?

Unwillkürlich fuhrn ihre Finger über die feine, weiße Linie an ihrem Haaransatz. Sie hatte Glück gehabt, man sah die Narbe nur, wenn man bewusst danach suchte. Sarah nahm die rechte Hand zurück ans Steuer.

Mühsam kämpfte sich ihr müder Blick an denen auf höchster Stufe arbeitenden Scheibenwischer vorbei auf die Straße.

Wandte sich womöglich der Himmel höchstselbst gegen ihre Entscheidung? War sie so falsch? Als sie mit Erik und Sabine darüber gesprochen hatte, hatte ihr Plan vernünftig gewirkt. Bis heute Morgen hatte sie ja auch noch ihre Freunde gehabt, die ihr beigestanden und sie auf ihrem Weg bestärkt hatten. Mit der Entfernung zu ihnen und allem, was ihr vertraut war, mehrten sich die Zweifel wieder. Sarah war ins Unbekannte aufgebrochen und nun schien sich alles zu einer dunklen Warnung vor ihrem Plan zu verdichten.

Das Unbekannte ...!, wiederholte Sarah ihre Gedanken. Jetzt übertreib nicht so maßlos, du bist nun auf dich gestellt und musst endlich wieder lernen, dein Leben selbst in die Hand

zu nehmen! So sieht es aus!

Selbständiges Denken und Handeln war nicht eben Sarahs Stärke, jedenfalls nicht, wenn es ihre eigene Belange betraf. Nicht mehr. Vor Markus' Zeit war das anders gewesen.

Aber sie hatte die Veränderung einfach nicht gemerkt – hatte sie nicht merken wollen. So, wie sie in den Jahren ihrer Ehe hinter ihrem Mann hergetappt war, dekorativ, lieb, hübsch, war sie ihrer Mutter doch ähnlicher, als sie es wahrhaben wollte ...

Sarahs Harmoniebedürfnis hatte sie immer wieder diverse Varianten der Realitätsverweigerung finden lassen. Wie so etwas ging, hatte sie von Opa Hermes gelernt, der sie gern und hingebungsvoll mit in seine Welt genommen hatte, eine Märchenwelt voller Harmonie, in der sich alles zum Guten wendete. Die Welt von Opa Hermes – er hieß eigentlich Heinrich Hermersdorf – war jedoch alles andere als harmonisch. Er war zwar ein einfacher Bauer aus dem Westerwald, aber es waren wohl seine Fantasie und seine eigentümliche Wortgewandtheit, die maßgeblich zu dem beigetragen hatte, was Sarah heute war.

Über all die Jahre hatte er die ständige Nörgelei und die spitzen Bemerkungen seiner zweifellos sehr anstrengenden Frau Elisabeth klaglos ertragen. Nur einmal hatte Sarah ihn ungehalten erlebt: als sie ihm Markus als ihren Zukünftigen vorgestellt hatte.

Obwohl es in ihrer Jugend keinen Grund gegeben hatte, vor der Realität zu fliehen, waren die Märchen und Geschichten von Sarahs Opa wie ein Stückchen Urlaub von der Wirklichkeit gewesen. Diesen Luxus gönnte sich Sarah in den letzten Jahren immer öfter.

Noch einmal schaute Sarah in den Rückspiegel, in dem sie ihre Tochter Adina sehen konnte. Ihr schlafendes Gesicht hatte die Erinnerung wieder wach werden lassen. Damals hatte Adina auch geschlafen ...

Wenn Markus sie fand, würde er Adina töten. Daran zweifelte Sarah keinen Augenblick.

Nun hörte sie Adina vom Rücksitz her jammern. Die Realität außerhalb des Autos war auch gar zu scheußlich und Adina

genauso erschöpft wie ihre Mutter. Sarah kämpfte ihre eigene Müdigkeit nieder und versuchte, ihrer Stimme einen optimistischen Klang zu geben.

„In einer Zeit, wo es noch Tore zwischen den Welten gab, da wurde einst ein Königskind geboren. Das Mädchen, auf das seine guten Eltern lange, lange hatten warten müssen, sah aus wie ein Ebenbild ihrer Mutter, deren Schönheit im ganzen Land gepriesen wurde. Ihre Haut war von der Reinheit und Farbe frisch aufgeschnittenen Holzes und ihr Haar hatte den schwarzen Glanz eines Adlerflügels.“

„So wie ich?“

„So wie du“, bestätigte Sarah, froh, die Aufmerksamkeit ihrer Tochter gewonnen zu haben.

„Der weise Merlin wusste, dass diesem wunderschönen kleinen Mädchen eine große Aufgabe bevorstand. Bald ... schon sehr bald würde die kleine Prinzessin ihre lieben Eltern wieder verlassen müssen, um in eine völlig unbekannte neue Welt aufzubrechen. Nur dort, in der fremden Welt, in der selbst Merlin noch nicht gewesen war, konnte die Prinzessin den Schlüssel zur Rettung ihrer eigenen Welt finden ...“, erzählte Sarah weiter, bis das Köpfchen ihrer Tochter abermals zur Seite sank.

Leicht vorgebeugt blinzelte Sarah mit vor Übermüdung brennenden Augen über das Lenkrad. Ihre Hände waren schweißfeucht verkrampft, ihre Bluse klebte ihr am Körper, Rücken, Gesäß und Oberschenkel taten ihr ebenso weh wie ihr Kopf. Sie dachte sehnsüchtig an ein warmes, nach beruhigendem Lavendel duftendes Bad. Hoffentlich waren ihre Sachen angekommen.

Sie und Adina waren auf dem Weg in ein kleines, möbliertes Ferienhaus, das für die nächste Zeit ihr Heim werden sollte. Ein gemietetes Haus, mitten im Harz. Kaum dachte sie an das Unbekannte, das sie und ihre Tochter erwartete, kam der Zweifel zurück und ließ ihr kaum noch Raum für andere Gedanken. Verstohlen schaute sie in den Rückspiegel. Adina schlief unruhig.

War es richtig gewesen, so plötzlich ihre Zelte in Freiburg ab-

zubrechen? Oder war sie hysterisch und reagierte übertrieben? „Nein“, murmelte sie verhalten. Einem Mantra gleich wiederholte sie in Gedanken, was Erik und Sabine ihr seit anderthalb Jahren sagten. „Es gibt keinen anderen Weg!“, bekräftigte sie, trotz ihrer Zweifel.

Oder doch? Was würden ihre Eltern sagen, wenn sie wüssten, was sie gerade tat? Hans-Hermann Leitner würde entrüstet feststellen: „Kind, liebes – du bist ja hysterisch! Das steht dir nicht – wahrlich nicht.“ Und er würde wie bei jedem zwischenmenschlichen Problem hilflos nach seiner Frau rufen. „Gertchen! Rede mit dem Kind!“

Saraha Augen brannten. Vor einem Jahr, vier Monaten und zweiundzwanzig Tagen – kurz nach ihrer Rückkehr aus dem Krankenhaus – war sie, die angesehene Journalistin Sarah Leitner-Bergholm, aus der angesehenen Bergholmvilla über den Dächern von Freiburg ausgezogen und hatte ihren angesehenen Gatten Markus Bergholm verlassen.

Zwischen dem ersten Schlag von Markus bis zu ihrem Auszug waren viele Jahre, viele Schläge und Hunderte seiner Änderungsbeteuerungen ins Land gegangen. Schließlich war sie geflüchtet – fast zu spät. Sie hatte eine Wohnung gemietet.

Bald nach dieser Entscheidung hatten sich Zukunftsängste eingestellt. Sarah hatte eine Tochter und nur wenige Ersparnisse. Deswegen hatte sie weiterhin zeitweise in ihrem alten Job bei der Zeitung gearbeitet, wenn auch in einer kleineren Lokalredaktion statt in ihrem alten Büro neben dem ihres Mannes.

Sabine hatte sie einmal gefragt, ob sie Markus noch liebe, weil sie so an ihrem Job festhielt. Sarah hatte lange über diese Frage nachgedacht. Ja, ein Teil von ihr liebte Markus noch immer. Aber dieser Teil liebte jenen jungen, strahlenden, vor Energie strotzenden Markus, den sie in München kennen gelernt hatte. Der heutige Markus machte ihr Angst. Mehr noch – seine Nähe verursachte ein dumpfes Gefühl aufsteigender Panik, vor allem jene Nähe, die nicht durch die Kontrolle der Öffentlichkeit abgesichert war.

Nach der Scheidung war es Markus immer weniger

gelungen, sein eloquent weltmännisches Gehabe aufrechtzuerhalten. Es folgten Nachstellungen, Drohungen, Telefonterror und Belagerung ihrer Haustür. Die Situation drohte völlig zu eskalieren, da sich Markus im Recht sah. Sie, Sarah, war sein Eigentum und sie war auch zugleich der Dieb, der ihm sein Eigentum streitig machte. Sie war zu seinem erklärten Feind geworden, und Markus verwendete seine gesamte Kraft und Energie, um diesen Feind zu bekämpfen.

Und dann hatte dieser Briefumschlag im Flur ihrer Wohnung gelegen. Eine Woche war das her. Er war von Markus. Als sie das unpersönliche braune Packpapier geöffnet hatte, waren ihr Scherben entgegengefallen. Scherben mit Blut daran – es waren die Scherben ihres Jugendstilspiegels und es war auch ihr Blut. Der Brief, den er beigelegt hatte, brannte ihr förmlich in den Händen, immer wenn sie daran dachte.

*Erst töte ich den Bastard und dann dich, meine Liebste! M.*

Sie trug das Schriftstück klein eingerollt an einem Lederband um den Hals, zusammen mit einem Schutzamulett, das ihr Sabine zum Trost geschenkt hatte.

Nicht, dass sie seine Worte je vergessen würde – die makabre Kette war so etwas wie Warnung und Schutzzauber zugleich.

Markus' langjähriger Freund Erik war schier fassungslos über die Persönlichkeitsveränderung, die sich im aggressiven Verhalten von Markus widerspiegelte. Am allerwenigsten verstand es Sarah selbst.

Sie dachte an Markus' volles hellblondes Haar, das ihm seitlich in die Stirn fiel, die blauen Augen, die immer lachend gewirkt hatten, seine ebenmäßigen Zähne, die seinem Lachen etwas Einnehmendes gaben ... gegeben hatten. Diesen jungen, temperamentvollen Mann würde sie nie, nie wiedersehen.

Heute wirkte sein Gesicht eher kantig, seine blauen Augen eisig und er trug sein Haar kurz und kontrolliert.

Die Regentropfen traktierten unablässig die Windschutzscheibe. Sie streckte sich im Sitz, atmete entschlossen durch und drängte die Erinnerung an Markus' Gesicht zurück. Erik und Sabine hatten völlig recht, er würde sich von nichts und niemandem von seiner Drohung abringen lassen. Ihre Flucht war richtig.

Niemand würde sie in diesem kleinen Harzer Dorf vermuten. Niemand außer Erik und Sabine, die ihr diese Flucht mit einem Auftrag schmackhaft gemacht hatten. Sarah lächelte. Was hätte sie ohne diese Freunde gemacht?

Adina warf den Kopf hin und her und schmatzte ein wenig. Wahrscheinlich würde sie gleich aufwachen.

Während Sarah den Blinker betätigte, um an der Autobahnabfahrt Rhüden abzufahren, legte sie sich eine grobe Fortsetzung des Märchens zurecht, das sie auf dieser Fahrt für Adina begonnen hatte. Als die stark befahrene Autobahn verließ und auf eine wenig befahrene Landstraße Richtung Harz einbog, machte sie die plötzliche Einsamkeit beklommen. Ihre Augen begannen erneut zu brennen, doch sie drängte die Tränen zurück, denn Adina erwachte.

Und dies tat sie wie alle Vierjährigen greinend und erbost darüber, die heile Welt der Träume verlassen zu müssen. Angesichts der Lautstärke, mit der die schweren Tropfen auf das Wagendach des Geländewagens prasselten, wurde Adinas Protest zu einem ängstlichen Wimmern.

Sarah sah im Rückspiegel, dass auch ihr Hund Angus misstrauisch über die hintere Sitzbank schielte. Je ernster er dreinschaute, desto witziger sah er aus.

Adina jammerte: „Mami ...“

„Dinchen, ist ja alles gut“, tröstete Sarah. „Weißt du ... wir sind jetzt schon ganz nah am Harz und ich hab dir doch erzählt, dass es hier noch all die guten Wesen gibt, die für die Natur sorgen.“

„Hm-m“, machte die Vierjährige und schnüffelte wenig überzeugt vor sich hin.

„Weißt du ... da draußen schütten ein paar Riesen nun ganz viel Wasser auf die Berge.“

Adinas Interesse erwachte. „Waru-um?“

„Na überleg doch mal, irgendjemand muss die hohen Berge doch sauber machen!“

„Waru-um?“

Sarah starrte angestrengt durch die regennasse Windschutzscheibe und zuckelte immer langsamer werdend die steile,

enge Straße hinauf. „Schau, bald ist doch Ostern und die Blümchen warten doch schon darauf, dass der Schnee weggespült wird und sie aus der Erde dürfen.“

„Wird der weggespült?“, fragte Adina erstaunt.

„Na klar! Er wird vom Berg gespült und dann gefressen!“ Sarah trat kurz auf die Bremse. Ein anderer Wagen blendete sie.

„Gefressen?“, fragte Adina interessiert. Ihre ängstliche Spannung ließ nach.

„Weißt du, Dinchen, in der Stadt, da wird der Schnee dreckig und taut dann einfach weg. Denn die Schneefresser mögen keinen dreckigen Schnee aus der Stadt essen, der nach Autoabgasen schmeckt!“

„Schneefresser mögen nur Harz-Schnee?“

„Nicht nur den vom Harz. Sie essen am liebsten sauberen Bergschnee und den am allerliebsten, wenn er mit einer Sauce aus süßem Frühlingsregen über die Berghänge hinuntergespült wird, denn sie können nicht klettern!“

Adina starrte nachdenklich aus dem Seitenfenster. „Ist der Regen da draußen süß?“

„Ja, an manchen Tagen im Frühling ist der Regen süß!“

„Kann ich den Regen probieren?“

„Natürlich, aber nicht jetzt.“

„Doch!“, beharrte Adina. Sie hatte zu dem für sie typischen, überaus energischen Ton zurückgefunden, den Sarah eigentlich hätte bremsen müssen.

„Nein Mäuschen, er ist noch ein paar Tage lang süß. Ehrenwort!“

„Ich will aber jetzt!“

Sarah fühlte, dass Adina gegen den Vordersitz trat. Sie glaubte ihrer Tochter Geduld schuldig zu sein. Immerhin war sie es, die Adinas Welt hatte zusammenbrechen lassen. „Pass auf, Dinchen – ich muss gleich noch mal auf die Karte nachsehen, damit wir uns nicht verfahren. Dann mache ich dir das Fenster auf und du kannst den Regen probieren. Aber ich muss erst eine Stelle finden, wo ich halten kann!“

Die Niederschläge waren heftiger als alles, was Sarah bisher kannte.

„Eine wirklich komische Gegend hier“, murmelte Sarah leise vor sich hin.

„Halten wir je-etzt?“, quengelte Adina von hinten.

„Hab noch ein wenig Geduld.“ Sarah atmete einmal tief durch, denn auch in ihre Stimme hatte sich ein leichtes Zittern verirrt.

Die Straße wurde immer schmaler. Sarah suchte den rechten Straßenrand nach einer Parkbucht ab. Sie war verunsichert und befürchtete, eine Abfahrt verpasst zu haben. „Mist“, fluchte sie verhalten, „die Abfahrt nach Silberborn hätte längst kommen müssen!“

„Wann sind wir endlich da?“, quengelte Adina. Sie war nach der Strapaze der weiten Fahrt völlig überreizt. Auch Angus mautschte leise vor sich hin und machte deutlich, dass es ihm keinen Spaß mehr machte, zwischen Koffern, Taschen und Kartons zu kauern.

Es war etwa acht Uhr abends, als sie durch einen Ort namens Wildemann fuhren. Sarah nahm jene bedrückende Leblosigkeit wahr, die jemand empfindet, der sich fremd und allein fühlt. Niemand war zu sehen. Jede Ecke und jede Hauswand, die sie mit schmerzlicher Klarheit wahrnahm, wirkte fremd und feindlich. Im weißlichen Licht der Straßenlaternen sahen alle Gebäude gleich aus. Die meisten waren mit senkrechten Brettern verkleidet. Haustüren führten direkt auf die Straße.

„Bei Sonne und wenn der Frühling ein paar grüne Flecken hierher zaubert, sieht es bestimmt sehr hübsch aus“, intonierte Sarah ohne viel Überzeugungskraft. Schemenhaft registrierte sie, dass sich weitere Häuser nach oben in den Hang fraßen. Offensichtlich handelte es sich hier um ein extrem enges Tal, denn die letzten Fensterlichter befanden sich weit über ihr. Sarah zog fröstelnd die Schultern hoch.

In ihrer bisherigen Welt wiesen Dorfstraßen hübsche Vorgärten auf, hie und da lockerte ein Baum, eine Bank oder ein Gedenkstein das Bild auf. Aber hier gab es offenbar nur Häuserfronten in dunklem Holz und nicht einmal einen Bordstein.

Dann brach der Ort einfach ab und sie waren unmittelbar

nach dem letzten Haus wieder von dichtem Wald umgeben. Normalerweise mochte Sarah die Natur, doch dieser undurchdringliche Nadelwald hatte etwas Bedrohliches an sich. Immer wieder leuchteten die Augen eines Wildtieres wie zwei glühende Punkte auf. Sarahs Stimmung übertrug sich und Adina fing an zu weinen. Angus' sorgenvolles Hundegesicht ruhte auf der Rückenlehne.

„Oh, mein armes Schätzchen! Nun dauert es wirklich nicht mehr lang. Schau!“ Sarah wies nach vor. „Dort vorn habe ich ein Licht gesehen. Du auch?“

„Nein. Ist es das Dorf, wo wir hinwollen?“, fragte Adina hoffnungsvoll.

„Entweder das, oder es ist die Trostfee, die dich weinen gehört hat. Du weißt doch, je mehr man weint, desto heller muss sie leuchten!“

Sarah bemerkte einen abgehenden Waldweg und fuhr kurzentschlossen hinein. „So, mein Schatz, jetzt kannst du den Regen kosten.“ Sie drückte einen Knopf, um Adinas Fenster ein Stück weit zu öffnen. Dann schaute sie sich im Lichtkegel der Autoleuchte die Karte an. Ihr schmaler Finger fuhr die Strecke auf der Karte entlang, während sie mit ihrer Müdigkeit rang. Fast starr blieb ihr Blick an dem mattgrauen Reif an ihrem Ringfinger hängen, der letzten Verbindung zu ihrer Ehe. Entschlossen zwang sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Karte und die feine gelbe Linie, die ihre Straße darstellte. Sie hatte die Abfahrt verpasst und musste ein Stück weit zurückfahren. Sarah schaute sich noch einmal die Route an. Ihr Zielort lag im Oberharz zwischen Clausthal-Zellerfeld und Goslar. Sie hätte doch die Route über Goslar wählen sollen. Sie hätte nie gedacht, dass es mitten in Deutschland derart ausgedehnte zivilisationsfreie Gebiete gab.

Es half nichts, sie musste bis fast nach Lautenthal zurück und sich über ein verschlungenes Sträßchen bis zu ihrem Ziel durchkämpfen. Sarah fuhr mit dem Finger ihre Route ab und sagte sich die Worte vor, um sie sich besser einzuprägen. Die Namen, die sie dabei leise aussprach, hätten aus einem von Opa Hermes' Märchen stammen könnten. „Wildemann,

Lautenthal, Bockswiese ... am *Auerhahn* vorbei ... eine Serpentine hoch ... Silberborn.“

Sarah schloss das Fenster wieder und legte den Rückwärtsgang ein. Die Reifen rutschten durch. Panik stieg in Sarah auf. Wenn sie sich hier in dieser Einöde festfuhr ... Mit zitternden Fingern schaltete sie den Vierradantrieb zu und setzte sachte ein zweites Mal an. Endlich fanden die Reifen Halt und der Wagen bewegte sich stockend zurück auf die Straße.

Nach einer Zeit wand sich das Sträßchen – es verdiente kaum noch diesen Namen – einer Schlange gleich ein Tal hinauf. Sarah kniff die übermüdeten Augen zusammen. Ihr Scheinwerferkegel schien seit einer Ewigkeit nichts anderes mehr als fahle Fichtenstämme zu erfassen. Im zweiten Gang folgte sie der Straße, als sie plötzlich merkte, dass eine der vielen Kurven enger geriet, als sie erwartet hatte. Sie bremste abrupt und erkannte mit Schrecken, dass sie fast eine graue Felswand gerammt hätte, die sie nun ungläubig anstarrte. Von links schob sich ein rötlicher Halbmond in die graue Front. Womöglich eine Versteinerung aus Urzeiten, sagte Sarah sich und betrachtete das eigenartige Bildnis. Es hätte der Stoßzahn eines größeren Urtieres sein können.

„Was ist denn?“, fragte Adina schnüffelnd von hinten und Sarah überlegte, ob sie ihre Tochter auf das merkwürdige Naturbildnis aufmerksam machen sollte. Da sie selbst bei dem Anblick ein arg beklemmendes Gefühl bekam, entschied sie sich dagegen und setzte ihre Fahrt mit dem Kommentar: „Es ist nichts, Schätzchen“ fort.

So plötzlich, wie der Wald sie verschlungen hatte, so plötzlich gab er sie wieder frei. Fast dachte Sarah, sie wäre im Kreis gefahren, denn Silberborn unterschied sich auf den ersten Blick kaum von den anderen Orten, die sie bereits durchquert hatte. Wieder jene Holzhäuser und Haustüren, die direkt auf die Straße führten. Doch das Dorf schien kleiner und irgendwie älter zu sein.

Wie sollte sie ihr Haus finden? Sarah hatte nicht mit menschenleeren Straßen gerechnet. Im Schritttempo durchfuhr sie die Ansammlung von Häusern und passierte dann eine kleine Kirche, die kaum größer als ein Wohnhaus war. Sie kannte ihr

zukünftiges Heim nur von einem Bild im Internet, wo es als rotbraunes komfortables Feriendomizil im Harz angepriesen wurde. Ängstlich ließ sie ihren Blick schweifen und suchte ihr Haus. Die Straße mündete in einer Wendeplatte, die an dichtem Wald endete. Wenige Meter vor ihr zweigte links ein Weg ab. Langsam fuhr Sarah darauf zu und blendete die Scheinwerfer auf. Der unbefestigte Weg führte tatsächlich auf ein unbeleuchtetes Haus zu, das dem auf der Abbildung ähnelte.

Entschlossen bog sie in den namenlosen Matschweg ein. Im nächsten Moment trat sie wieder einmal hart auf die Bremse: An der Ecke des Hauses glaubte sie eine Gestalt zu sehen, die sie anzustarren schien. Der Wagen geriet ins Schlingern und stand. Sarah suchte panisch das Dunkel ab. Nichts.

Ihre Nerven waren wohl völlig überreizt. Sie fuhr langsam weiter und stellte den Wagen vor der Haustür ab.

„Warte noch einen Augenblick, Adinchen“, sagte sie zu ihrer Tochter. Sie stieg aus und ging zur Tür. Vorsichtig steckte sie den Schlüssel, der den ganzen Tag wie ein Rettungsanker neben ihr auf dem Beifahrersitz gelegen hatte, in das Schloss. Er passte. Sie waren angekommen.

Sarah betätigte den Lichtschalter. Nichts passierte. Die Panik wollte wieder aufsteigen, aber sie ermahnte sich zur Ruhe. Hatte sie nicht eine Taschenlampe im Handschuhfach? Sarah holte die Lampe und begann ihre Suche nach dem Sicherungskasten. Sie fand ihn schließlich hinter der Haustür und legte alle Hebel um. Sofort wurde der Flur in aufdringliche grünweiße Helligkeit getaucht. Sarah sah, dass man ihre kistenverpackte Habe wahllos hier und vermutlich im Wohnzimmer verteilt hatte. Viele der Kartons waren umgekippt. Hatte jemand darin gewühlt?

Merkwürdig. Eriks Studenten hatten den Auftrag übernommen, und sie hatten damals so einen netten Eindruck gemacht.

Sarah weigerte sich, zu registrieren, dass sie in einem Chaos gelandet war. Seufzend zog sie einen der unversehrten Kartons vor die Haustür, um sie am Zufallen zu hindern, und kehrte zum Wagen zurück. „Zieh dein Mäntelchen an, Liebes, im